

AGP: Die Zeit von 1986 bis 2015

Rückblick und Anmerkungen

Die folgenden Ausführungen sind ein Auszug aus dem Bericht, den der geschäftsführende Sprecher der AGP, Edgar Utsch, über seine Amtszeit auf der **letzten AGP-Jahresversammlung Pfingsten 2015** vorgebracht hat. Eine Zusammenfassung des Berichtes aus der vorhergehenden Zeit, als die Geschäftsführung bei Carl-Peter Klusmann lag, war in den letzten SOG-Papieren zu finden

Die Phase hartnäckiger Erinnerung und neuer Herausforderungen

Die Phase der AGP-Arbeit, über die ich berichte, wird in der AGP-Dokumentation (Edgar Utsch, Carl-Peter Klusmann (Hg.), Dem Konzil verpflichtet – verantwortlich in Kirche und Welt, Berlin 2010) als Zeitraum des „Nachlassens der Kräfte“ und ihre Arbeits- bzw. Existenzweise als „auf Sparflamme“ gekennzeichnet. (ebd. S. 36) Ich war allerdings selbst rückblickend

überrascht über die Vielfalt der Themen, Äußerungen und Anregungen aus dieser Zeit, obwohl ich ja nicht ganz unbeteiligt an ihnen war. Dennoch ist der mit der erwähnten Kennzeichnung vermittelte Eindruck nicht rundweg falsch, denn natürlich befindet sich die AGP spätestens seit Mitte der 80er Jahre – aber wohl schon früher – nicht mehr in der Aufbruchphase mit ihren Vorschlägen zu unkonventionellen Wegen und neuen Lösungen. Es ist vielmehr in kirchenpolitischer Hinsicht die Zeit der hartnäckigen Erinnerung an die ungelösten Probleme, die sich nicht dadurch erledigen, dass man sie für „olle Kamellen“ erklärt, wie dies durch Vertreter der Hierarchie als Tabuisierungsversuch geschehen ist.

Mit dem Stichwort „Erinnerung“ soll aber nicht behauptet werden, in den letzten fast 30 Jahren sei nur ein Fundus abgelegten Reforminventars verwaltet worden. Die aktuellen Fragen – und vor allem die in ihnen enthaltenen und von der Oberkirche gerne übersehenen grundsätzlichen Probleme – blieben auf unserer Tagesordnung. Wir haben die notwendige Distanz zum offiziellen kirchlichen Betrieb mit ihrem z.T. hektischen Aktivismus dazu genutzt, um diese Fragen aus ihrer puren Aktualität zu holen, ihnen auf den Grund zu gehen und unsere Überlegungen – soweit das in unserer Kraft und in unseren Möglichkeiten lag – in den kirchlichen und gesellschaftlichen Diskurs einzubringen.

In der Zeit zwischen 1986 und 2015 hat sich die AGP vor allem auf ihren Hauptversammlungen, aber z.T. auch in ihren Mitgliedsgruppen, mit drei Schwerpunktthemen beschäftigt: 1. Kirchliche Reformen und Fragen der Pastoral, insbesondere vor dem Hintergrund der Auswirkungen von diözesanen Strukturformen und Pastoralplänen für die Gemeinden. 2. Politische und ökonomische Probleme im Kontext von Globalisierung und kirchlicher Verantwortung für eine gerechtere Welt. 3. Theologische Grundsatzfragen, wie z.B. die Möglichkeit des Gottesglaubens und die Bedeutung von Religion. Das Wichtigste, neben den interessanten Aspekten der Einzelthemen, war die inhaltliche Verschränkung der verschiedenen Problembereiche,

so dass die AGP im Blick auf die inhumanen Folgen der Globalisierung und angesichts der götzenhaften Bedeutung des „Mammons“ Geld von einem „status confessionis“ für jeden Christen und die Kirche gesprochen hat.

In dieser Zeit hat sich die AGP auch immer wieder in grundsätzlichen Erklärungen zu Wort gemeldet, z.B. mit den „Heppenheimer Thesen“ (1988), eine Positionsbestimmung zu Kirche und Moral, Kirche und Geld, Kirche und Wahrheit, Kirche und Macht oder mit der Erklärung „Bekehrung und Reform“ (1994), eine Situationsanalyse von Kirche und Gesellschaft anlässlich ihres 25-jährigen Bestehens. Sie nahm außerdem immer wieder Stellung zu aktuellen Ereignissen in Kirche und Welt: vatikanische Zumutungen, bischöfliche Fehlentscheidungen, Golfkrieg, Terroranschlag in New York, Missbrauchsskandal etc. Immer ging es darum, übersehene Aspekte in die Diskussion einzubringen und vor allem an die unter den negativen Folgen von Entscheidungen leidenden und über Machtinteressen vergessenen Menschen zu erinnern. Über die spannende Vielfalt dieser Zeit informiert ausführlich die AGP-Dokumentation (s.o.).

Die Arbeit für die SOG-Papiere

Es geht mir bis heute wie vielen: Ich sitze nicht gerne vor einem leeren Blatt. Doch dieses Sitzen ist dann oft schon eine der letzten Etappen. Denn vorher gehen mir oft lange die Gedanken durch den Kopf; Zettel mit Notizen schmücken meinen Schreibtisch – oft nicht nur äußerlich recht unsortiert. Einmal beim Schreiben, geht es dann manchmal recht schnell, zu meiner eigenen Überraschung. Bei anderen erweckt das den Eindruck, dass mir das Schreiben leicht fiel und es kaum etwas mit Arbeit zu tun habe. Großer Irrtum.

Erschwerend kam hinzu, dass ich natürlich um die kritische Leserschaft der SOG-Papiere und von „imprimatur“ wusste. Den Gedanken daran habe ich aber gar nicht erst zu stark werden lassen, um mich nicht zu verunsichern. Natürlich war ich ganz dankbar, wenn das Geschriebene mal eine positive Resonanz erfuhr. Das geschah recht selten, manchmal unerwartet, wenn man z.B. Unbekannte begrüßte und dann beim Nennen des eigenen Namens hörte: Ach ich kenne Sie aus den SP.

Dass meinem Co-Autor an den SP, Carl-Peter, das Lob nicht schnell oder gar leichtfertig von den Lippen gleitet, ist allgemein bekannt. Aber das war bei dieser Arbeit auch nicht das Wichtigste. Viel wichtiger waren seine Verlässlichkeit, seine Kritik und seine Kreativität; dies hat, verbunden mit der beiderseitigen Bereitschaft, nicht in die Verantwortung des anderen für seine Zeilen einzugreifen, dazu geführt, dass wir

jahrzehntlang das Erscheinen der SP garantieren konnten – und auch das nicht ganz leichte Unternehmen der Dokumentation der AGP-Arbeit zu einem guten Ende gebracht haben. Wie viele Entwürfe, wie viel Verwerfen und Neu-Konzipieren, wie viele Gespräche „Auge in Auge“ oder per Telefon, wie viele Mails, wie viele Fahrten nach Dortmund – und beim Erstellen des Buches nicht zu vergessen die oft mühselige Arbeit, um die Gruppenberichte zu erhalten und in eine „passende“ Form zu bringen.

Natürlich wäre ein größerer Kreis von Autoren gut und entlastend gewesen, doch „Gastbeiträge“ blieben die Ausnahme. Es hätte der ursprünglichen Absicht des „Mitteilungsblattes“ besser entsprochen, wenn es zu einem Forum des Meinungsaustausches geworden wäre. Es ist nie gelungen, es dazu zu machen.

Vielleicht haben wir ja Einzelnen und den Gruppen Anregungen und Hilfen zur eigenen Diskussion bieten können. Es würde mich freuen. Da das Schreiben nicht selten auch zur Klärung eigener Gedanken beiträgt, wird es mir durchaus fehlen. Denn es war doch auch ein heilsamer Zwang, der das Vagabundieren bloßer Ideen beendete und diese unwiderruflich durch die schriftliche Form auf den Prüfstand stellte. Ich werde nun andere Formen des Sortierens entwickeln und ihr werdet auf unsere Beiträge verzichten müssen. Wer hat den besseren Teil erwählt?

Ein-Mann-Betrieb?

Manchmal hätte es auf den ersten Blick so erscheinen können. Und in der Tat wäre wohl der kleine Kahn AGP nicht so lange über kirchliche Gewässer geschippert, wenn ich eher die Werft bzw. den Hafen angesteuert hätte. Aber das heißt nicht, dass ich alleine auf dem Boot war. Ich hatte nie diesen Eindruck. Ich war mir immer eures Wohlwollens sicher, eurer Loyalität. Wäre das nicht der Fall gewesen, ich hätte die Arbeit nicht gemacht. Außerdem: Es gab doch auch immer Unterstützung: natürlich von Carl-Peter, natürlich – in einer anderen Weise – auch von Andreas Krause, der in den letzten Jahren der zweite Sprecher der AGP war. Aber auch von den Mitgliedern der Regionalkonferenz NRW wurde mir auf vielfältige Weise geholfen, z.B. beim Kontaktieren von Referenten, bei der inhaltlichen Vorbereitung der Jahresversammlung und ihrer Organisation; dies besonders durch Manfred Krystofiak, der all die Jahre unser Büro in Soest betreut hat. Es blieb dennoch vieles an mir hängen, aber ich habe es nicht als Last empfunden. Ich habe es für sinnvoll erachtet, und darum hat es mir letztlich vor allem Freude und mich selbst zufrieden gemacht.

Manches gegeben – vieles gewonnen

Das hört sich nach Bescheidenheitsfloskel an. Ist es aber nicht. Denn obwohl ich manche Stunde am Schreibtisch bringe, neige ich nicht zum Eremitendasein. Gerade um meinen Standpunkt zu klären, zu korrigieren, zu finden brauche ich das Gespräch, das Gegenüber, die Gemeinschaft – nicht der Gleichgeschalteten, sondern derer, die mit mir unterwegs sind und von denen ich den Eindruck habe, dass ihr Ziel nicht ganz weit weg von dem meinen liegt. Solche Gesprächspartner, solche Gemeinschaft habe ich in und bei euch gefunden.

Ihr habt dazu beigetragen, dass ich – wie ich hoffe – geistig nicht eingeschlafen bin, neue Anregungen bekam, weitere Perspektiven und ungewohnte Wege entdeckte, mich nicht mit der ersten Antwort zufrieden gab, meine Ideen und Positionen noch einmal überdachte, neugierig blieb und mich auch dem mir fremd Bleibenden annähern konnte, weil ich es als von euch authentisch vertreten und gelebt erfuhr. So habt ihr mir – dem ja im Guten verhärteten Konservativen in euren Reihen – ge-

holfen, in erträglicher Weise auf der Höhe der Zeit zu bleiben. An den Orten, an denen ich wirklich einsamer Streiter war, konnte ich das nur sein und durchhalten, weil ich mich grundsätzlich nicht alleine wusste, sondern u.a. euch im Rücken hatte.

Vielfalt – Bereicherung und Spagat

Wir sind eine mehr oder weniger lange Strecke miteinander gegangen. Wir haben vieles gemeinsam überlegt, geplant, entschieden, auf den Weg gebracht. Doch bei aller Gemeinsamkeit und trotz allen Miteinanders in der Verfolgung von Zielen innerhalb der AGP sind wir doch recht unterschiedlich. Das war für mich vor allem eine Bereicherung. Von manchem war ich beeindruckt, auf manches habe ich fast neidisch geschaut. Ich nenne: soziale Verantwortung und Engagement, das hartnäckige, ja z.T. unerbittliche Nachfragen und Auf-den-Grund-Gehen bei theologischen, gesellschaftlichen und politischen Fragen, das treue Ausharren bei der als notwendig erkannten „Sache“ trotz aller Enttäuschungen, der Mut zur offenen Auseinandersetzung und zu entschiedenen Konsequenzen nach intensiven Entscheidungsprozessen, nicht zuletzt die Fachkenntnisse, aber auch die Lebensweisheit, die ja bekanntlich Wissen voraussetzt, aber darüber hinausführt. Und bei all diesen Beispielen habe ich konkrete Gesichter vor mir.

Aber bei aller Gemeinsamkeit in der Vielfalt, sind wir auch unterschiedliche Wege gegangen, haben uns auch – so zumindest mein Eindruck – auseinander entwickelt. Zu Beginn unseres Reformengagements war es selbstverständlich, dass es uns um die Reform der Kirche ging. Natürlich war für uns die Kirche nicht Selbstzweck, sondern wichtig um der Menschen willen, für die die Kirche einzutreten hat. Viele von uns waren hauptberuflich oder auf sonstige Weise eng mit dem Alltag der Kirche bzw. der Gemeinden verbunden. Es ist mein Eindruck, dass die Selbstverständlichkeit dieser Kirchlichkeit (welch „schillernder“ Begriff!) – damals gegeben trotz aller Kritik und bei aller Einsicht in Fehler, Grenzen und skandalösen Verfehlungen der „Institution“ bzw. ihrer Vertreter – verloren gegangen ist und die Kirche selbst keine Rolle mehr spielt, nicht nur in bestimmten Bereichen, sondern als Ganze. Ich weiß, dass es dafür vielfältige Gründe gab und gibt. Sie sind mir nicht fremd. Ich respektiere selbstverständlich die persönlichen Entscheidungen jedes Einzelnen, die ja nicht leichtfertig getroffen wurden. Aber ich möchte davon sprechen, was diese Entwicklung mit mir gemacht hat, gerade weil dabei Menschen eine Rolle spielen, die mir nahe stehen. (Zu diesem Aspekt in: SOG-Papiere 2011/8, 27f)

Sie hat mich in der AGP – obwohl doch ihr Sprecher – manchmal fremd sein lassen. Zu manchem habe ich aus Solidarität ja gesagt mit halbem, zögerndem, gar widerstrebendem Herzen. Ich kam mir vor, als säße ich zwischen den Stühlen. Auf der einen Seite in diesem Kreis der „Aufgeklärten“, der „Autarken“, die ihr „Kirche-sein“ selbst definieren – auf der anderen Seite in einer normalen Gemeinde, in einer der hinteren Bänke, im Kreis derer, die ihre Zugehörigkeit zur Kirche recht traditionell verstehen und leben. Wie diese Welten zusammenhalten? Müsste man es nicht trotz des dabei notwendigen Spagats? Wie sähe dies konkret aus? Wie weit kann Kirchlichkeit „gedehnt“ werden, ohne einen Teil der Kirche oder sie ganz aus dem Blick zu verlieren? Wie weit ist Zugehörigkeit überhaupt nach eigenen Kriterien festzustellen oder nach denen einer Gruppe gleichsam zu beanspruchen? Natürlich weiß ich, dass Teilidentifikation – gerade mit einer Institution und also auch mit der Kirche – der Normalfall ist, ja, sogar geboten sein kann. Aber mit diesem Hinweis ist das Problem zumindest für

mich nicht gelöst. Die Kirche – mit allem „Drum und Dran“! – ist ja nicht nur eine „Hintertür“, durch die man hin und wieder einen Blick – verstohlen, ungläubig, nostalgisch – in eine fremde Welt oder ein abbruchreifes Gebäude wirft. Sie ist auch keine Notunterkunft für schlechte Tage, ausgestattet mit einer „sicheren Bank“ für alle Fälle. Sie ist vielmehr das Haus, in dem wir zum Glauben kamen und glauben; dessen „Eckstein“ (1 Petr 2,6) wir durch sie und in ihrer Mitte kennen gelernt und als tragfähig erfahren haben. Sie ist das Haus, in dem die so verschiedenen Christinnen und Christen unsere Mitbewohner sind – mit gleichem Wohnrecht. Haben wir diese Mitbewohner vergessen, aufgegeben? Sind wir ihnen einfach entwachsen? Haben wir deren oder unseren Umzug nicht mitbekommen? Leben wir schon in unterschiedlichen Häusern?

Ihr merkt: Es fällt mir schwer, meine Gedanken und vor allem mein damit verbundenes Empfinden, meine Irritation angemessen zur Sprache zu bringen. Es macht deutlich, dass ich mit mir selbst nicht abschließend „fertig“ bin. Ich habe euch dieses Unfertige zugemutet, weil es einen wesentlichen Aspekt meines – auch zwiespältigen – Verhältnisses zur AGP, aber auch mein Selbstverständnis als „kirchlicher“ Christ betrifft.

Die große Herausforderung – Neuausrichtung der Reformarbeit

Ich möchte euch noch einige Überlegungen vortragen, die nur auf den ersten Blick nichts mit unserer Arbeit in der AGP zu tun haben. Allerdings führen sie über diese hinaus. Ich zitiere zunächst einen Text von J.-K. Huysmans, den der französische Schriftsteller Michel Houellebecq seinem Roman „Soumission“ („Unterwerfung“) vorangestellt hat:

„Stimmengewirr brachte ihn nach Saint Sulpice zurück; der Chor ging hinaus; die Kirche würde gleich schließen. Ich hätte doch versuchen sollen zu beten, sagte sich Dural; das wäre besser gewesen, als auf einem Stuhl vor mich hin zu träumen; aber beten? Ich habe nicht das Verlangen danach; der Katholizismus lässt mir keine Ruhe, benebelt von seinen Weihrauchschwaden und seinem Kerzenduft, schleiche ich um ihn herum, zu Tränen gerührt von seinen Gebeten, bis ins Mark erschüttert von seinen Psalmodien. Mein Leben ekelt mich an, ich bin meiner überdrüssig, aber deswegen ein neues Leben zu führen ist doch ein großer Schritt! Außerdem... außerdem... so verstört ich in den Kapellen auch bin, sobald ich sie verlasse, werde ich wieder gleichgültig und gefühllos. Im Grunde dachte er, während er sich erhob und den wenigen Personen folgte, die sich, getrieben von dem Schweizer, zu einer Tür im hinteren Teil begaben, ist mein Herz durch das lockere Leben verhärtet und vertrocknet, ich bin zu nichts nütze.“

Was sicher nicht nur mich, sondern auch euch bewegt, ist neben der Frage nach der eigenen Zukunft, angesichts der kürzer werdenden Schlussetappe unseres Lebens, die Frage danach, wie es weitergeht mit unserer Gesellschaft, unserer Welt, diesem zugleich globalisierten und zerrissenen Dorf, wie es weiter geht mit der Kirche, einer Kirche „propter homines“.

In diesen Tagen hat der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack die Ergebnisse einer Studie mit dem Titel „Religion in der Moderne“ veröffentlicht. Er kommentiert: „Die Menschen finden einfach anderes wichtiger: Sie bleiben nicht fern, weil sie die Predigt doof finden. Es ist vielmehr so: Sie möchten lieber ausschlafen, Zeit mit der Familie verbringen, zum Fußball gehen.“ Und er fügt im Blick auf die Handlungs- und Wirkungsmöglichkeiten der Kirche hinzu: Die Kirchen sind der „Abwendung häufig machtlos ausgeliefert“.

Angesichts dieser ernüchternden Analyse, frage ich: Ist uns, ist der Kirche die Radikalität der Krise nicht nur ihrer selbst,

sondern des Glaubens bewusst? Wenn man z.B. die erste Reaktion der Präses der Ev. Landeskirche von Westfalen liest, die über die Veränderung von Gottesdienstzeiten sinniert, dann ist das eher eine ungewollte Bestätigung der Hilflosigkeit als ein Erkennen und Ernstnehmen der Situation und der Probleme. Ich frage mich: Nehmen wir die Menschen wahr, die von innerer Unruhe bewegt um die Mauern unserer Kirche „schleichen“ – angezogen und abgestoßen zugleich – die der Leere ihres Lebens überdrüssig sind und darum zu erschüttern wären, die der Alltag in Beschlag nimmt und gleichgültig macht? Sind wir nur machtlos? Können wir sie nicht einladen in unser Leben und Glauben? Von „außen“ – wie von dem zitierenden Autor, der sich als atheistisch versteht und für den das Zitat dennoch biografisch gefüllt ist – werden wir daran erinnert, dass ein Leben ohne Religion den Menschen verarmen lässt, letztlich „nicht geht“? Von „außen“ werden wir auf die jeden Menschen in seinem Wesen betreffende Gottesfrage gestoßen, mit der die Frage nach dem Sinn humanen Lebens untrennbar verknüpft ist, ohne die sich der Mensch, wie es Rahner einmal ausgedrückt hat, zu einem „findigen Tier zurückmendet“. Wie sehr muss der innerkirchliche Betrieb – auch die aufgeregten Auseinandersetzungen um seine Reform – die „draußen vor der Tür“ vor den Kopf stoßen und verständnisloses oder gar entsetztes Kopfschütteln verursachen!

Das hier Angesprochene gehört dringend auf die Tagesordnung des theologischen Ringens und einer zeitgemäßen Pastoral, aber auch auf das Programm ernsthafter gesellschaftlicher Diskurse. Auf unseren letzten Jahresversammlungen haben wir ein solches Gespräch in unserem kleinen Kreis bereits begonnen. Wir werden die Konsequenzen daraus für eine veränderte kirchliche Reformarbeit nicht mehr zu ziehen haben. Aber die, die in den verschiedenen Reforminitiativen uns nachfolgen, stehen vor der schwierigen Aufgabe eines Neuansatzes. Uns nur nachzufolgen oder gar „nach zu machen“ genügt jedenfalls nicht.

Schlussanmerkung

Ich habe zur Arbeit in der AGP so vieles gesagt, so vieles geschrieben. Die Gefahr der Wiederholung war groß. Darum habe ich heute einen persönlichen Blick auf meine Arbeit in der AGP geworfen – und damit euch einen in manchen Facetten vielleicht neuen Blick auf mich ermöglicht. Verwendet diese Chance nicht gegen mich!

Befragt danach, was ihr in den vielen Jahren der „Essener Kreis“ – Mitgliedsgruppe der AGP – bedeutet habe, antwortete eine langjährige Wegbegleiterin: Sie habe in dem Miteinander und den vehementen Diskussionen den Eindruck gewonnen, es ginge „um alles, um das Leben selbst. Und so war es dann bald auch für mich! Es ging um das Leben, um m e i n Leben.“ (s. Edgar Utsch, Essener Kreis 1970 – 2010 – 40 Jahre für Reformen in Kirche und Gesellschaft, S. 58)

Das mag etwas pathetisch klingen; aber es zeigt doch, worum es uns letztlich in all den Jahren gegangen ist. Doch nicht nur um die eine oder andere Veränderung – da sie ausblieben, hätten wir doch längst das Handtuch geworfen. Es ging uns vielmehr darum, dass Menschen ihren Glauben aufrecht und aufrichtig in der Gemeinschaft der Kirche leben können, ohne ihre Erfahrungen verleugnen und gegen die Einsicht ihrer Vernunft glauben zu müssen. In diesem Sinn ging es wirklich um das Leben – auch um das eigene. Weil ich das auch im Essener Kreis, in den anderen Reformgruppen und auch in diesem Kreis der AGP erlebt habe, darum habe ich wohl auch so lange durchgehalten. Darum haben mich die Reformgruppen und die AGP mehr „beschäftigt“, als ich mit ihnen beschäftigt war –

trotz der unzähligen Stunden, in denen ich telefoniert, organisiert, diskutiert, geschrieben, an Tagungen teilgenommen und Fahrten unternommen habe. Nun auch etwas pathetisch: Non,

je ne regrette rien (E. Piaf: Nein, ich bedauere nichts). Ich habe euch zu danken. Vieles werde ich vermissen. Ihr werdet mir fehlen!

„Erinnern um der Zukunft willen“

Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben

Mit Heinz Missalla meldet sich einer der letzten Theologen zu Wort, deren theologisches Denken, beruflich-persönlicher Weg in der Kirche und das damit verbundene politische Engagement von ihren Erfahrungen zur Zeit des Nationalsozialismus und im zweiten Weltkrieg geprägt worden sind. Hiervon zeugt fast jede Seite dieses Buches. Es nimmt von Anfang an gefangen, weil es authentische Betroffenheit und analytische Unbestechlichkeit miteinander in Einklang bringt. Außerdem widersteht er der bei dem betreffenden Thema naheliegenden Versuchung zu Verurteilungen, wie sie nicht selten und selbstgerecht von Zeitgenossen formuliert werden, die „aus dem Rathaus kommen“ und allemal klüger sind. Der Autor urteilt vielmehr abgewogen, ohne Entschiedenheit und Eindeutigkeit vermissen zu lassen; er zeigt notwendige Konsequenzen auf, ohne sich in Idealvorstellungen zu versteigen, die sowohl den Einzelnen als auch Institutionen – also auch die Kirche – überfordern.

Die vielfältigen Aspekte, vor allem ihre durchgängige theologische Reflexion, können hier nur angedeutet werden. Missalla zeichnet die Etappen des Verhältnisses der kath. Kirche, vor allem ihrer Bischöfe, zum nationalsozialistischen Staat und zum Krieg nach. Dies wird zu einem bedrückenden Aufweis unheilvoller Verstrickungen. Schon im Vorwort verweist er insbesondere auf die verheerenden Folgen bischöflicher Weisungen für die Jugend, die nicht zuletzt durch sie „zu willfähigen Werkzeugen von Verbrechern“ wurden (10; s. auch 42). Das eindeutige Nein zur NS-Ideologie blieb somit durch „ein ebenso eindeutiges Ja zur NS-Staatsführung“ (17) letztlich politisch folgenlos, worin der Autor eine Tragik sieht (74). Zu dieser „Tragik“ führte auch die traditio-

nelle kirchliche Lehre, die die deutschen Bischöfe 1933 in einem gemeinsamen Hirtenwort vor dem Hintergrund der Machtergreifung durch Hitler bekräftigten, nach der jede menschliche „Obrigkeit einen Abglanz der göttlichen Herrschaft und eine Teilnahme an der ewigen Autorität Gottes“ darstellt (20; s. auch 32, 71). Die Befürwortung des Krieges – wenn auch keine Begeisterung für ihn (48) – erscheint da konsequent (34 u. ö.); ebenso wie seine beklemmende religiöse Deutung (58) als Pflicht vor Gott, als Nachfolge Christi (ebd.), als Kreuzzug oder hl. Krieg, mit Soldaten als Märtyrern (57, 80f, 84). Rühmliche Ausnahme: Bischof Preysing von Berlin (58).

Als weitere Ursachen für das Versagen führender Amtsträger werden genannt: ein latenter Antijudaismus (28, 33), die Verquickung einer Reich-Gottes-Theologie mit der Reichsideologie der Nazis (22, 87), die antiaufklärerische und freiheitsfeindliche Geschichte der Kirche (25, 35), Angst vor dem atheistischen Kommunismus bzw. Bolschewismus, autoritäres Gehorsamsverständnis (71f, 112), das „soldatische Tugenden“ favorisiert (wie Johannes Paul II. S. 115f; dort auch die militärkritische Gegenposition von Johannes XXIII.). Ein weltloser, einseitig die Orthodoxie betonender Glaube wirkte wie ein „Opium“ (93), das die Grenzen der Gehorsamsforderung nicht erkennen ließ (127) und eine verantwortlichen Gewissensbildung (119ff) verhinderte.

Missalla betont, es sei „ungerecht zu behaupten, dass die Christen und unsere Kirchen keine Lehren aus der Vergangenheit gezogen hätten“ (95), hält aber die bis zum heutigen Tag abgegebenen „amtikirchlichen Stellungnahmen“ vor allem zur „Unterstützung des Hitler-Krieges durch die Kirche“ (67) für „insgesamt... unzureichend“ (97). Er stellt

die Frage, „ob nicht manche der heutigen Krisenphänomene in unserer Kirche in solcher Verdrängung ihre Wurzeln haben“ (70; auch 10). Einige der damit zusammenhängenden Problem, die bis heute auf eine amtliche Lösung warten, werden aufgeführt, z.B. das kirchliche Amtsverständnis (14, 99), Gehorsam und Gewissen (s.o.), das Verhältnis der Kirche zum Staat (101ff), das Wahrheitsverständnis (131), die Dialogfähigkeit (106ff) und als wichtigste Herausforderung die Gottesfrage (131).

Interessant sind die Literaturhinweise ab Seite 119, denn sie verdeutlichen, dass für viele Probleme spätestens seit den 60er und 70er Jahren theologisch wohlbegründete Lösungen vorliegen, die von der Amtskirche immer noch nicht angemessen zur Kenntnis genommen werden.

Das Buch beeindruckt durch seine interessanten Details, durch den Aufweis von Ursachen und Zusammenhängen, durch seinen großen Bogen von den Ereignissen und Versäumnissen der NS- und Kriegszeit zu den Herausforderungen unserer Tage; es versagt den Leserinnen und Lesern die Rolle des bloßen Betrachters und die unbeteiligte Zurechnung; es macht zudem betroffen, weil es die Gratwanderung erschreckend deutlich macht, bei der man in der Gefahr ist, in durchaus legitimer Solidarität mit der Kirche das Evangelium durch politische Blindheit oder wegen kurzfristiger Eigeninteressen zu verraten. Sein Titel ist darum zu Recht eine Aufforderung: Erinnern um der Zukunft willen. Edgar Utsch

(Heinz Missalla, Erinnern um der Zukunft willen – Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben; Publik-Forum Edition, 2015; ISBN 978-3-88095-280-5)